

Christine Teichmann

KINDERBOMBER
MOORSOLDAT

Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2020

1. Auflage September 2020

literatur nr. 120

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankwitsch

Coverfoto: <https://www.pexels.com/photo/close-up-of-wire-against-blurred-background-237812/>

Foto der Autorin: Jakob Kielgaß

Druck: Totem

ISBN 978-3-903322-15-8



GRAZ

Der zitierte Gesetzestext auf Seite 198 ist dem Bundesgesetz vom 20. Oktober 1988 über die Rechtspflege bei Straftaten Jugendlicher und junger Erwachsener (Jugendgerichtsgesetz 1988 – JGG) entnommen: § 35 (4) JGG, idF BGBl 526/1993.

Christine Teichmann

KINDERBOMBER MOORSOLDAT

Roman

Für Alfred Heinrich, der mir in meiner Jugend die
Begegnung mit der Zeitzeugin, Widerstandskämpferin
und KZ-Überlebenden Anni Sussmann ermöglicht hat.
Ein Erlebnis, das mich geprägt hat wie kaum ein anderes.

Mensch, sieh dich um!
Sag mal, warum ringen sich die Hände?
Weil diese Zeit fiebert und schreit, wackeln alle Wände.

...

Total Manoli! Total Manoli!

...

Tanz des Geschlechts um Manoli rechts rum,
die ganze Erde tanzt von früh bis abends spät
stets um das Dings rum, Manoli links rum!
Ihr seid doch alle, alle, alle etwas durchgedreht.

Kurt Tucholsky

Ein Pflegeheim in der Nähe von Wien, etwa 2010.

Theo reißt die Tür auf und blickt sich suchend um. Das Bett ist leer, die Decke sauber zurückgeschlagen und am Fußende eingerollt. Sein Blick wandert weiter zum Stuhl neben dem französischen Fenster.

»Was machst du da?«, fährt er die Gestalt an.

Langsam hebt der alte Mann den Blick. Seine Augen sind leer. »Bist du das, Theo?«, fragt er.

»Das kann dir egal sein«, antwortet der, »wo ist meine Mutter?«

Der Alte dreht den Kopf wieder zum Fenster und spricht zum Garten hinaus. »Ich habe sie weggeschickt, spazieren.«

Mit einigen schnellen Schritten ist der Junge bei ihm und packt ihn unsanft am Oberarm, aber da ist nur Hemdstoff und erst sehr spät, als er schon gar nicht mehr damit rechnet, doch noch ein dürrer, von Haut überzogener Knochen, um den sich seine Finger schließen. Ihn ekelt.

»Was soll das?«, herrscht er den alten Mann an. »Du hast meine Mutter nicht wegzuschicken, hörst du, wenn du weißt, dass ich komme.«

»Weiß ich das?«, fragt der Alte gedehnt.

»Du weißt ja sonst alles«, sagt Theo verächtlich und lässt ihn los. Unendlich langsam hebt der Greis seine andere Hand und reibt sich den Oberarm.

»Du hast einen guten Griff«, meint er lakonisch. »Hältst du die Kanaken, wenn deine Kumpel hinschlagen, oder bist du der Schläger?«

Theo antwortet nicht. Er zieht den Vorhang zur Seite und sucht den Garten mit Blicken ab. Seine Mutter ist nicht zu sehen. Nachlaufen wird er ihr nicht. Mit Schwung wirft er sich auf das Bett, schiebt die Arme hinter den Kopf und pfeift das Horst-Wessel-Lied.

Der Alte zuckt fast unmerklich zusammen. »Das habe ich schon lange nicht mehr gehört«, sagt er. »Ist das jetzt wieder in Mode?«

»Erinnert dich wohl an alte Zeiten?«, feixt Theo.

»Kann man wohl sagen.«

»Alter Kämpfer, he?«

»Sozusagen.« Die Stimme des alten Mannes zittert, aber das tut sie ja immer. Seine Hände umklammern die Lehnen seines Stuhls.

Theos Aufmerksamkeit ist jetzt ganz auf ihn gerichtet. »Warst du an der Ostfront?«, will er wissen.

Der Alte nickt. »Das auch.«

»SS?«

Kopfschütteln.

»Schade. Wohl nicht stramm genug?«

Etwas steigt auf in dem alten Mann, etwas, von dem er gehofft hat, es nie wieder spüren zu müssen. Diese Mischung aus Zorn und Hilflosigkeit, die ohnmächtige Wut und Trauer.

»Du denkst wohl, das wäre das Richtige für dich gewesen?«

Theo gibt keine Antwort. Er hat sich zur Seite gedreht und blickt das Bild auf Marlies' Nachtkästchen an. Auf dem Foto lacht ein schlanker, vollhaariger Christoph in

die Kamera, auf seinem Schoß sitzen die Kinder, jedes auf einem seiner Beine. Der Bub ist vielleicht sieben, das Mädchen drei. Beide grinsen fröhlich, während sie versuchen, sich gegenseitig von ihrem Sitz zu schieben. Theos Gesichtsausdruck ist versteinert.

Der Alte seufzt. »Machst du dir Sorgen um deine Mutter?«

»Nein.« Die Stimme des Jungen ist nicht so fest, wie er möchte.

»Sie macht sich aber Sorgen um dich.«

»Soll sie doch.«

»Du weißt, was euch bevorsteht?«

Theo nickt stumm.

»Komm, sag's mir«, fordert ihn der Alte auf.

»Okay, sie hat scheiß MS«, versucht Theo gleichgültig zu klingen, »Multiple Sklerose im Langtext.«

»Brav auswendig gelernt. Hast du es auch verstanden?«, die alte Stimme wird eindringlich. »Deine Mutter wird nicht mehr mit euch sprechen können. Sie wird ihre Körperfunktionen nicht mehr kontrollieren können.«

»Ich weiß«, schreit Theo. »Sie wird in ihrer eigenen Scheiße liegen. Das weiß ich! Und sie wird verdammt lange brauchen, bis sie endlich stirbt.« Er schluchzt auf. »Ich wünschte, sie wäre schon tot.«

Der alte Mann starrt zum Fenster. »Flenn nur«, sagt er tonlos. »Und merk dir, wie sich das anfühlt.«

»Komm rein«, sagt der alte Mann und tritt von der Tür zurück, um Marlies an sich vorbei in den winzigen Vorraum zu bitten. Nachdem er den Halt der Türschnalle aufgibt, legt er die wenigen Schritte unsicher zurück, bis er sich an der Arbeitsplatte der Kleinküche aufstützen kann.

»Kaffee?«, fragt er, und sie nickt. Dann fällt ihr ein, wie schlecht er sieht, und wiederholt laut: »Ja, bitte.« Sie hat sich angewöhnt, fast zu schreien. Es macht ihr nichts aus. Nichts macht ihr etwas aus, wenn sie nur in seiner Vorzimmerküche sein und helfen darf, die Häferln in das Wohnschlafzimmer zu tragen.

»Manoli?«, fragt sie, »wer ist Manoli?«

»So hat mich schon lange niemand mehr genannt«, meint er und hebt die Augenbrauen. »Woher kennst du den Namen?«

»Ich kenne ihn gar nicht«, meint Marlies und zeigt ihm das Häferl, das sie heute zum ersten Mal aus dem Oberschrank genommen hat. Es ist ein altes Ding mit abgeschlagenem Goldrand. In altmodischer Schrift steht groß der ungewöhnliche Name. »Bist du das?«

»Ja«, nickt er. »Aber niemand nennt mich mehr so. Das ist der Name eines jungen Menschen, den es schon lange nicht mehr gibt.«

»Mir gefällt er aber«, sagt sie. »Viel besser als Emil. Darf ich Manoli zu dir sagen?«

Umständlich füllt der alte Mann Löscaffee in die zwei Häferln. Jedes Mal, wenn er heißes Wasser aus dem Kocher gießt, hat sie Angst, er könne sich verbrühen. Aber sie haben sich geeinigt, nicht mehr zu streiten, ob sein ständiges Zittern oder ihre spastischen Anfälle gefährlicher sind. So halten sie beide tapfer durch. Er in seiner Selbstständigkeit und sie in ihrem Nichteinmischungspakt. Erst als er

den Kaffee auf das Tischchen vor dem französischen Fenster abgestellt hat, antwortet er mit einem Aufseufzen:

»Du kannst zu mir sagen, was du willst, Mädél. Solange du mich nur besuchen kommst.«

»Abgemacht, Manoli.« Ihr wird warm. Ihretwegen darf er sie alles nennen: Mädél, Puppe, Fräulein. Sie weiß, dass er immer wieder ihren Namen vergisst. Aber er erkennt sie, und jedes Mal, wenn Marlies ihn besucht, rücken sie ein Stück näher zusammen. Das ungleiche Paar. Er ist mehr als doppelt so alt wie sie, über neunzig. Sie wünscht ihm, er möge auch noch seinen hundertsten Geburtstag feiern. Da wird sie allerdings nicht mehr mitfeiern können. Seltsam. Vor einiger Zeit war der Gedanke noch so unerträglich, dass sie davor zurückgeschreckt ist und ihn nicht zu Ende denken wagte. Seit sie ihren Vormittagskaffee in Manolis kleinem Appartement einnimmt, ist es leichter geworden. Nur wenn ihre Familie auf Besuch kommt, wird es wieder schwer.

»Ich soll nach Hause«, sagt sie.

»Gut.«

Sie blickt ihn fragend an. Tut es ihm gar nicht leid?

»Du gehörst zu deinen Leuten«, erklärt er.

»Wirst du mich nicht vermissen?«

Manoli dreht seinen Kopf von ihr weg und richtet seinen Blick zum Fenster. Die Stores sind vorgezogen und der Pflegegarten ist nur undeutlich wahrzunehmen. Obwohl beide die Natur lieben, gehen sie nur selten hinaus. Seine Augen sind wässrig, die schlaffen Tränensäcke immer am Überfließen. Sie weiß nicht, ob er weint. Es fällt ihr auch schwer, an seiner zitterigen Stimme zu erkennen, ob er erregt ist. Jenseits der Neunzig scheinen die großen Emotionen eingeebnet zu sein, die Gedanken gleichförmiger dahinzufließen. Marlies wünscht sich seine Abgeklärtheit.

»Ich will auch nicht sterben«, sagt er unerwartet. »Weißt du, Puppe, dazu habe ich mir das Leben viel zu hart erkämpft, damals. Um es jetzt einfach so gehen zu lassen. Aber ich habe noch etwas anderes gelernt in dieser Zeit. Meine Energie nicht zu verschwenden. Sich gegen das Unvermeidliche aufzulehnen, ist reine Energieverschwendung. Spar dir deine Kraft.« Er seufzt. »Entschuldige, wenn ich wie ein Oberlehrer klinge.«

Er spricht vom Krieg, weiß sie. Fast kein Tag vergeht ohne Andeutungen, aber sie hat noch nie näher nachgefragt. Sie will keine Soldatengeschichten von Schützengräben und Sturmangriff. Ihr ekelt vor der Heroik, will von Emil nicht den Satz von der erfüllten Pflicht hören. Sie weiß, es würde sie von ihm abwenden. Von ihrem neuen, alten Freund Manoli.

Er ist ihr gleich aufgefallen. Um seinen Mund fehlt die Bitterkeit. Wenn er sich entspannt, fallen seine Gesichtszüge in ein natürliches sanftes Lächeln, nicht in diese nach unten gezogenen Mundwinkel der anderen Heiminsassen. Die bösen Blicke, die sie für alles haben, was jünger und gesünder ist. Sie hat sich wie ein Fremdkörper gefühlt unter den Alten. Auch wenn sie die ersten Tage im Rollstuhl in den Speisesaal geschoben wurde und kaum den Löffel zum Mund führen konnte, ohne den Großteil der Suppe zu verschütten. War es Glück oder die Absicht der Pflegerin, dass sie an Emils – nein, Manolis – Tisch gelandet ist?

Sie will ihn nur mehr Manoli nennen, auch in Gedanken. Der Name zergeht so weich auf der Zunge. Wie ein Malzzuckerl, denkt sie. Das Lied von Hermann Leopoldi fällt ihr ein. »Kennst du das?«, lächelt sie ihm zu und versucht vorzusingen. »Ein Wienerlied muss im Mund wie ein

Zuckerl zergeh'n ...«. Ihre Sprachstörungen haben sich am Ende des Schubs wieder gelegt, aber das Singen misslingt ihr gründlich. Jetzt ist der Schub überstanden, und einige Wochen – oder sind es nur Tage? – fast normalen Lebens erwarten sie. Wenn man von so etwas wie normalem Leben sprechen kann, wenn man – wie sie – auf Raten stirbt.

»Seien Sie froh, dass Sie Schübe haben«, hat der Arzt trocken gemeint. Das »noch« und das »nur« hat er nicht ausgesprochen, aber sie hat es deutlich gehört. Sie weiß, wie es weitergeht. Zehn bis fünfzehn Jahre Schübe und dann die »sekundär progrediente Verlaufsform« – eine ständige Verschlechterung des Zustandes ohne Erholungspausen, in denen sich Symptome ganz oder zumindest teilweise rückbilden. Dreizehn Jahre hat sie schon verbüßt, die ersten Symptome kurz nach der Geburt des zweiten Kindes, ihrer Tochter Claudia. Die Sehstörungen, das Kribbeln in den Füßen und Händen, Zeichen, die so schnell vergingen, wie sie kamen, und erst im Rückblick die ersten Alarmsignale hätten sein sollen. Damals hat sie es einfach als Anzeichen der Überlastung gewertet, nichts Besonderes, die Hormonumstellung und die schlaflosen Nächte mit Baby und Kleinkind. Es hätte ohnehin nichts geändert, die Krankheit ist nicht heilbar.

Sie ist oft zornig, viel öfter zornig als traurig, auch wenn sie oft weint. Marlies weiß, dass sie unerträglich sein kann, mit ein Grund, warum sie diesen letzten Schub hier im Heim ausgewartet hat und die Reha-Behandlung stationär macht. Ihre Familie ist sicher froh, sie einige Wochen los zu sein. Das Heim ist nicht optimal ausgerüstet, nicht auf MS-Patienten wie sie spezialisiert, dafür in praktischer Besuchsdistanz an der Schnellbahnlinie. Theos Besuche sind trotzdem Seltenheit geworden, nur ihr Mann

Christoph und die Tochter Claudia finden alle paar Tage hierher. Ihre Gespräche sind vorsichtig, balancieren an der Grenze zwischen Belanglosigkeit und Entfremdung. Manchmal könnte sie schreien, tut es aber nicht. Die Müdigkeit muss sie nicht vortäuschen, an der leidet sie seit Jahren. Es reicht, den Kopf sinken zu lassen und die Augen zu schließen, um ihnen das ersehnte Signal zum Aufbruch zu geben.

Später geht Marlies schwankend zum Aufzug und fährt einen Stock hinauf zu Emil. Mit ihm muss sie nicht nach Gesprächsthemen suchen, oft reden sie auch gar nicht. Dann wieder lässt er sich über ihre Krankheit berichten und erzählt von seinen Beschwerden, für die er immer ein Schmunzeln hat.

»So ist das, wenn man alt wird«, meint er. »Zuerst eine halbe Apotheke zum Frühstück und dann den Vormittag am Klo!« Seine Verdauung funktioniert nicht mehr so richtig, dafür muss sie ständig. Ihre Blase signalisiert pausenlos Harndrang. »Ich weiß nicht, wie das weitergehen soll«, seufzt sie, »ob ich bald Windeln brauchen werde?«

»Auch keine Schande«, gibt Emil fröhlich zurück. »Die Frau Dvorak von zweihundertfünfzehn läuft immer mit einer Windel in ihrer Handtasche herum. Sie sagt, als die Enkel klein waren, hatte sie auch welche eingesteckt. Warum soll sie sich jetzt genießen?«

Marlies lacht. Warum ist alles so unkompliziert, wenn Manoli darüber spricht, und ein unüberwindlicher Berg von Angst, wenn sie darüber nachdenkt?

»Ich will nicht, dass Christoph mich wickeln muss«, flüstert sie. Manoli hört es nicht. »Du musst schon schreien, wenn ich dich verstehen soll«, sagt er, nimmt sein Hörgerät aus dem Ohr und klopft damit auf den Tisch. Er steckt es

umständlich zurück und lächelt sie an: »So, jetzt höre ich dich. Sag's noch einmal.«

Plötzlich kommt es ihr dumm vor. »Ach nichts, war nicht so wichtig.«

Er nimmt ihre Hand. »Weißt du, Mädels, du machst dir viel zu viele Sorgen, wie's sein wird. Du kommst doch jetzt ganz gut zurecht. Kein Mensch kann dir sagen, wie's weitergeht. Vielleicht sitzt du bald wieder im Rollstuhl, vielleicht musst du einfach nur öfter aufs Klo als andere Leute. Was wirst du mit dem Schlimmsten rechnen? Vertrau einfach ein bisschen.«

Noch nie hat er ihr gesagt, worauf sie vertrauen soll. Sie vermutet auf Gott, mit dem sind alle immer schnell zur Hand, wenn sie von ihrem Schicksal erfahren. Aber bei Manoli hängt kein Kreuz an der Wand, wie in den anderen Räumen des Heimes. Über der Tür ist ein leerer Nagel. Ob er das christliche Symbol abgenommen hat? Sie blickt sich um. Keine Bilder. Keine Erinnerungsstücke. Dabei ist Emil permanent hier, schon seit Jahren, kein vorübergehender Therapiegast wie sie.

»Warst du einmal verheiratet?«, fragt sie ihn.

Er schüttelt den Kopf. »Ach, nein. Wir haben das für zu bürgerlich gehalten.«

»Zu bürgerlich? Bist du ein Nonkonformist?«

Emil lächelt. So wie er meistens lächelt, wenn er nicht antworten will. Ein bisschen in sich hinein, etwas geheimnisvoll und dabei so liebenswert, dass es unmöglich ist, nachzubohren. Das macht er immer, wenn sie glaubt, eine Schublade gefunden zu haben, in die er hineinpasst.

»Und wer ist *wir*?«, versucht sie.

»Da war Anna«, sagt er und seine alten Augen gehen in eine Ferne, die er gar nicht sehen kann durch den Vorhang

des Zimmers. »Und davor Hemma. Und zuletzt Edith.« Er blickt sie fast schelmisch an. »An die anderen Namen kann ich mich nicht erinnern. Aber an das Aufleuchten von roten Locken in der Sonne. An den Duft eines Nackens. An das Schwingen einer Hüfte. An den Klang eines Schrittes. An Stimmen. Ein Picknick im Grünen. Die Aussicht von einem Berg. Wie anders die ist, wenn du den Arm um eine Frau gelegt hast, die ihn mit dir bestiegen hat. Der Wind, der einen Rock anhebt. Was halt so übrig bleibt.«

»Du kannst dich daran erinnern, wie der Rock einer Frau angehoben wird, aber nicht an ihren Namen?«, fragt sie verwundert.

Er nickt. »Du wirst schon sehen. Wenn man vor allem in der Erinnerung lebt, so wie ich, nehmen die Erinnerungen Gestalt an. Du kannst sie fühlen und schmecken. Namen sind da ganz unwichtig.«

Sie weiß, dass sie auch in nicht allzu ferner Zukunft von jedem aktiven Erleben ausgeschlossen sein wird. Welche Erinnerungen werden sie begleiten?

Müdigkeit überkommt sie, so plötzlich und unausweichlich wie immer. »Ich muss mich hinlegen«, sagt sie, flüstert sie fast. Manoli nickt. »Mach das.« Sein Blick bleibt auf Unendlich eingestellt.

Schwerfällig versucht sie, sich aus dem Stuhl hochzustemmen, bevor ihr die Feldenkraisübung dazu einfällt. Zuerst das Gewicht auf die Füße verlagern, dann erst den Schwerpunkt darüberschieben. So geht es einfacher, schon steht sie. Sie peilt die Tür an, auf dem Weg durch das Zimmer verliert sie zweimal das Gleichgewicht, kann sich aber jedes Mal fangen, ohne zu stürzen. Am Gang sind Handläufe montiert, mit deren Hilfe sie sicher zum Aufzug kommt. Unten noch einige Schritte zu ihrem Appartement,

dann kann sie erleichtert ins Bett sinken. Nein, zuerst der unvermeidliche Gang aufs Klo. Schon wieder ein Tag fast vorbei, mit Essen, Kaffeetrinken und Klogehen. Eine Therapiestunde am Vormittag. Sie ist erschöpft. Dabei ist das ein guter Tag. Sie dreht sich zur Wand und lässt die Tränen in den Polster laufen. Noch kann sie sich selbst schnäuzen. Wer wird ihr die Nase putzen, wenn sie es nicht mehr kann? Einen Vorgeschmack auf diese Hilflosigkeit hat sie schon gehabt.

Wenn sie beim nächsten Mal ihre Arme nicht mehr bewegen können wird, so wird es endgültig sein. Kein Aufwachen aus der Betäubung, keine Normalisierung. Sie weint. Wie lange noch? Wie lange noch? Herr, lass mich gleich sterben, betet sie, dabei ist sie gar nicht religiös, und er würde so ein Gebet ja doch nicht erhören, er, der alles Leben heiliggesprochen hat. Ob er dabei an ihr Leben gedacht hat?

Der Wind bewegt die Vorhänge. Schemenhaft ist der Garten zu sehen. Auch ohne die Stores, die sein Blickfeld verschleiern, würde er nichts deutlicher ausmachen können. Seine Augen sind schwach, die Retina getrübt, oder was immer. Er hört schon lange nicht mehr zu, wenn ihm die Ärzte etwas erklären, weiß alles, was er wissen muss. Er ist alt, über neunzig. Was soll da noch funktionieren? Es ist nicht, dass er nur mehr auf den Tod wartet, der ist so gewiss, dass er keinen Gedanken an ihn verschwenden muss. Ja, damals, mit siebzehn, als es ihm an den Kragen

ging, da hat er Angst vor dem Tod gehabt, aber heute? Ist das Mädchel noch da? Nein, der Sessel neben ihm ist leer, stimmt, sie ist gegangen. Müde, hat sie gesagt. Schade um sie, das junge Ding. Hätte noch das ganze Leben vor sich, naja, das halbe zumindest. Ist doch schon über vierzig, zwei Kinder hat sie. Die Namen kann er sich nicht merken. Das Mädchen hat eine helle Stimme, die kann er gut hören. Der Bursche ist so alt, wie er damals war. Damals. So viele Jahre hat er versucht, nicht an die Zeit zu denken, und jetzt kommt sie jeden Tag zu ihm zurück. In Gedanken summt er das Lied. *Wir sind die Moorsoldaten ...*

Wie können einige Wochen des Lebens einen Menschen so verfolgen? Als er aus dem Lager wieder entlassen wurde, hatte er nur zugesehen, möglichst unauffällig zu bleiben, den Machthabern keinen Anlass zum Verdacht zu geben. Alle Kontakte abgebrochen. War ohnehin keiner mehr da. Sind entweder selbst gegessen oder auch untergetaucht. Also ist er zurück nach Österreich, Deutsch-Österreich, wie es damals hieß. Ausgerechnet 1934, als die Schwarzen auf die Roten schossen und die Braunen sich darüber ins Fäustchen lachten. Dann die seltsame Stille nach dem Sturm, als das Land wie ein Karnickel auf die große Schlange Deutschland starrte. Dass diese Ruhe auch die vor dem nächsten großen Orkan war, dass sein Geburtsland so bald zur Ostmark werden würde, hatte er zwar geahnt, aber nicht wahrhaben wollen. Als die Braunen einmarschierten, duckte er sich noch ein bisschen tiefer. Nur nicht auffallen. Seine Akten brauchten ein wenig Zeit, bis sie von Düsseldorf nach Wien gelangten. Bei der ersten Verhaftungswelle war er nicht dabei, kein Dachau für ihn. Er hatte keine neuen Kontakte geknüpft, stand auf keiner Liste, hatte '34 erlebt, ohne dabei zu sein, davor saß er schließlich im Emsland im Moor.

Aber ganz konnte er ihnen nicht entkommen. Klar, dass er kein UK bekam, das lebensrettende »Unabkömmlich«. Mit den ersten Einberufungen ging es für ihn an die Ostfront, den ganzen erbärmlichen Weltkrieg lang. Emil schließt die Augen und stöhnt. Er hat es überlebt. Mehr kann er dazu nicht sagen. Irgendwie hat er es überlebt, sogar die russische Gefangenschaft, als alles endgültig zusammenbrach, endlich, viel zu spät, als dass die Kameraden es erlebt hätten, die wenigen, von denen er ahnte, dass sie auf seiner, der hoffnungslosen Seite waren.

Jetzt hätte er den Mund ja wieder aufmachen können, den er 1933 zugemacht hatte, mit voller Hose, ein halbes Kind. Rot!, Front!, hätte er wieder schreien können, mit geballter Faust. Wenn ihn dieses Sowjetrussland nicht so oft an das Lager im Börgermoor erinnert hätte. Die Schläge, die Unmenschlichkeit, die Grausamkeit, die kleinen Schergeren, die sich an den Gefangenen großtaten, die kleinkarierten Racheakte, die Erniedrigung. Da hat er das Maul wieder zugeklappt, auch wenn er inzwischen ein Mann geworden war, ein alter Kämpfer, den nichts mehr so leicht umhaute. Hat sich um die jungen Kameraden gekümmert, die nachts nach ihren Müttern geweint haben, die dummen Jungen. Ja, jetzt, wo alles vorbei war, waren sie auf einmal seine Kameraden, die er den ganzen langen Krieg hindurch als seine eigentlichen Feinde gesehen hatte, die Verbündeten am anderen Ende des Gewehrlaufs. Nichts als Verachtung hatte er für die eigene Seite gehabt. Für die, die an den Wahnsinn glaubten, wie die, die den Wahnsinn mitmachten, obwohl sie es besser wussten. Wie er. 1947 ging es zurück in die Heimat. Keiner wartete auf ihn, keiner brauchte ihn. In Wien versuchte er, die verschollenen Reste der Rotfront im kommunistischen Parteilokal aufzu-

spüren. Traute seinen Augen nicht, wen er da fand. Bei den Wahlen gab es weniger Stimmen für die Kommunisten als eingetragene Parteimitglieder, da verstand er, was gespielt wurde. Als '55 die letzten russischen Soldaten abzogen, war plötzlich niemand mehr Kommunist, nur mehr ein paar Unverbesserliche, die trotzig an einer Ideologie festhielten, die sie selbst nicht mehr ernst nehmen konnten. Als '56 in Ungarn die Panzer rollten, wäre er fast ausgetreten. '68 war es dann endgültig so weit. Als die jungen Tschechen versuchten, den Panzern Blumen entgegenzuhalten, und einfach überrollt wurden, schickte er sein Parteibuch kommentarlos an die Zentrale. Es fühlte sich an, als hätte er einer Frau nach langer Ehe den Ring zurückgegeben, als spürte er die leere Stelle am Finger intensiver, als er den Ring je dort gefühlt hatte. Seine Abende waren plötzlich frei und leer. Seine Nächte voll Albträume. Alles so lange her und doch wie gestern. Die Bombenlücken in den Straßen und die Löcher in seiner Seele.

Irgendwann hatte er wieder angefangen zu lachen. Über die kleinen, die täglichen Dinge. Eine von den Frauen war es wohl, die ihm geholfen hat, das Lachen wiederzufinden. Edith? Die ihn Manoli nannte? Manoli.

Christoph zieht die Handbremse an und legt den ersten Gang ein, bevor er den Zündschlüssel umdreht. Das Radio ist sehr laut ohne das Motorengeräusch, er dreht es ebenfalls ab, bleibt hinter dem Lenkrad sitzen und starrt die Rohbetonmauer der Tiefgarage an. Langsam lässt er die

Luft aus seinen Lungen entweichen, bemerkt erst jetzt, dass er den Atem angehalten hat. Wie in Zeitlupe zieht er den Schlüssel ab, öffnet die Fahrertür und steigt aus, müde wie ein alter Mann. Die Laptoptasche schlingt er über die Schulter, den Karton mit den Einkäufen balanciert er auf einer Hand, während er mit der anderen die Heckklappe zuschlägt und den Fernbedienungsknopf am Autoschlüssel betätigt. Christoph hat immer zumindest eine Hand zu wenig, seit Marlies zu krank ist, um den Haushalt zu erledigen. Wenn sie mit einem Baby auf der Hüfte und einem Kleinkind an der Hand die Einkäufe lachend in der Küche abgestellt hatte, hatte sie das auch angemerkt. Er hatte es nie ernst genommen, jede Frau klagte dasselbe Leid, und Marlies scherzte darüber, jammerte nicht. So war es einfach, wenn man Familie hatte. Immer wollte jemand etwas, immer lachte jemand, immer weinte jemand. Das eigentliche Leben fand auswärts statt. In der Arbeit, der Politik, der Wirtschaft. Für die Frauen war es umgekehrt. Angesichts der Familie schwand die Welt außerhalb zu einem fadenscheinigen Gebilde, um das man sich wieder kümmern würde, wenn die Kinder aus dem Schlimmsten draußen wären. Komisch, denkt Christoph, jetzt sind sie aus dem Schlimmsten draußen, und wir sind alle miteinander ins Schlimmste hineingerutscht.

Er geht die wenigen Schritte zum Lift, ärgert sich wieder über den Schließmechanismus der schweren Tür, gegen die er sich stemmen muss. Das Plastiksackerl mit dem tischfertigen Salat droht abzurutschen. Wird ohnehin keiner essen, denkt er, zu gesund. Trotzdem versucht er die prekäre Balance zu halten. Im Spiegel des Aufzugabteils sieht ihn sein müdes Gesicht an. Wann haben seine Haare diese grauen Strähnen bekommen? Seine Augen die Tränensä-